

**Michael Wenzel**

A stylized, semi-circular globe in shades of orange and light brown, showing the continents of North and South America. It is positioned behind the main title.

# **Teilzeitwelt**

Wie wir durch weniger Arbeit  
uns und den Planeten entlasten

# Inhalt

Einleitung 7

## Die Bestandsaufnahme

*Ökologische Schäden und Stoffkreisläufe* 15

*Geld und seine soziale Funktion* 19

*Energie und das menschliche Leistungsvermögen* 25

*Rohstoffe und der zweite Hauptsatz der  
Thermodynamik* 31

*Wirtschaftswachstum und mathematische  
Wachstumsmodelle* 35

*Wachstumsgrenzen und das logistische Wachstum* 40

*Resonanz und die tieferen Probleme  
hinter den ökologischen* 45

*Geld und ökologische Schäden* 51

## Was zu tun ist

*Persönliche Handlungsoptionen* 65

*Zeitwohlstand und das gute Leben* 72

*Verfehlt institutionelle und technische Lösungen* 74

*Teilzeitarbeit* 78

*Ein weltweites Arbeitszeitmoratorium* 81

*Folgen des Moratoriums* 88

Ausblick 95

# Einleitung

Unsere Gegenwart ist geprägt von einer Vielzahl von Krisen. Neben den vielen politischen, die man in gewisser Weise als das Gegenteil des vermeintlichen »Endes der Geschichte« nach der Epochenwende von 1989/90 auffassen kann, ist es vor allem die sogenannte Klimakrise, die im permanenten politischen und gesellschaftlichen Fokus steht. Trotz aller Bemühungen, hierfür eine tragfähige Lösung über Bekundungen des guten Willens und projektartige Einzelmaßnahmen hinaus zu finden, verschärft sie sich immer weiter – insbesondere durch den unaufhaltsamen Anstieg der Treibhausgasemissionen (interessanterweise stets relativ zu eben jener Epochenwende angegeben), obwohl doch schon längst eine Umkehrung hiervon hätte erreicht werden sollen. Während es für die politischen Krisen etablierte Organisationen und zwischenstaatliche Diplomatie gibt – obwohl auch diese zunehmend unter Druck geraten und vermehrt immer wirkungsloser erscheinen –, haben wir es bei der Klimakrise mit einem neuen Typ der Krise zu tun, für deren Bekämpfung oder Eingrenzung es bislang keine durchschlagenden Werkzeuge zu geben scheint.

Dieses Buch möchte dazu anregen, ausgetretene Pfade der politischen und gesellschaftlichen Debatte um die Klimakrise zu verlassen und einen neuen Blickwinkel darauf einzunehmen. Am Ende steht ein Vorschlag, wie wir hier wirkungsvoll

eingreifen und sogar nebenbei weitere Probleme, die unsere Umwelt, aber auch uns persönlich und gesellschaftlich beeinträchtigen, bewältigen können.

Ich schreibe dieses Buch aus tiefer Sorge um die Zukunft, in der ich und vor allem meine Kinder leben werden. Angesichts einer erdrückenden – und bedrückenden – Datenlage zur Entwicklung unseres Klimas, angesichts immer wieder verworfener Klimaziele und gescheiterter Klimakonferenzen, aber auch angesichts einer großflächig zu attestierenden Schizophrenie bei uns Menschen, was den Umgang mit dieser vielleicht größten Herausforderung der Gegenwart anbelangt, habe ich versucht, die Probleme, die unseren Umgang mit der Ökosphäre, aber auch uns als Individuum und Gesellschaft betreffen, darzustellen und einen wirklich tragfähigen Ausweg aufzuzeigen. Dabei werde ich mich auf Informationen stützen, die prinzipiell jedem Menschen zugänglich und ohne umfangreiches Fachwissen nachvollziehbar sind, sodass meine Argumentation niederschwellig, aber gleichzeitig differenziert und ehrlich sein soll.

Es ist mir bewusst, dass ich in meiner generellen Auffassung oder in manchem Detail Widerspruch ernten werde. Das nehme ich in Kauf. Ich kann es als Laie auch gar nicht verhindern, denn Experten haben in ihrem jeweiligen Fachgebiet einen (Detail-)Wissensvorsprung. Mir geht es aber darum, grundlegende Aspekte in erster Linie bei der *Wahrnehmung* ökologischer Probleme und ihrer Ursachen anzusprechen, und ein Ziel dieses Buches ist es letztlich auch, hierdurch zu provozieren. Aber gerade, was die erforderlichen Maßnahmen *nach* einer erfolgten umfassenden und ehrlichen Bestandsaufnahme anbelangt, sind natürlich Experten aller Fachrichtungen gefragt, vernünftige und tragfähige Lösungen vorzuschlagen, die ich hier nur grob umreißen kann.

Der Wohlstand in den westlichen Industrienationen hat mittlerweile ein Niveau erreicht, das substanziell kaum noch zu steigern ist. Für jede und jeden ist es im Laufe des Lebens prinzipiell möglich, in einem Einfamilienhaus zu wohnen, ein Auto zu besitzen (und dieses in regelmäßigen Abständen durch ein neues zu ersetzen), mehrere Male im Jahr in den Urlaub zu fahren (oder zu fliegen), sich nach persönlichen Vorlieben zu ernähren, was sehr oft den Genuss von Fleisch beinhaltet, sich mit technischen und elektronischen Geräten für diverse Zwecke zu umgeben und die Freizeit durch Aktivitäten und Erlebnisse jeglicher Art zu füllen. Immer stärker rückt dabei aber ins Blickfeld, dass dies nicht ohne ökologische Schäden zu bekommen ist. Waren diese (wie auch das Wohlstandsniveau) vor einigen Jahrzehnten noch überschaubar, haben sie heutzutage ein Ausmaß erreicht, das einer Ausplünderung des Planeten gleichkommt, zumal immer mehr Menschen außerhalb der westlichen Industrienationen einen solchen Lebensstil anstreben und zunehmend verwirklichen.

Die Sicht auf die ökologischen Schäden liegt in der öffentlichen Wahrnehmung – also in der Bevölkerung und auch in der Politik – praktisch ausschließlich auf dem menschengemachten Klimawandel durch den exorbitanten Ausstoß des Gases Kohlenstoffdioxid. Hier haben wir in der Tat ein gravierendes ökologisches Problem; wir haben aber auch ein massives Wahrnehmungs- beziehungsweise Sichtbarkeitsproblem! Denn das Ausmaß der ökologischen Schäden ist weit aus größer.

Das Wahrnehmungs- und Sichtbarkeitsproblem lässt sich auch auf Lösungsansätze zur Abwendung ökologischer Krisen ausdehnen. Neben dem Ausblenden weiterer ökologischer Schäden abseits des Klimawandels betrifft dies den geradezu manischen Glauben unserer Gesellschaft an die Fähigkeiten

der Technik und der Ingenieurskunst. Hier gibt es etliche Beispiele für vermeintliche Lösungen des Problems, die sich bei genauerer und schonungsloser Betrachtung eher als das Gegenteil entpuppen. Von diesen werde ich einige näher beleuchten und auch die strukturellen Schwächen dieses Ansatzes aufzeigen.

Die Überschätzung eines möglichen Handelns betrifft letzten Endes (leider) auch das Feld der Handlungsoptionen, die jeder Person in unserer Gesellschaft im täglichen Leben zur Verfügung stehen. Hier sind viele hinlänglich bekannt und werden auch schon im Alltag umgesetzt, zum Beispiel das Abschaffen von Plastiktüten oder das Verbot von Einwegbesteck. Alle diese Maßnahmen sind selbstverständlich sinnvoll und löblich, reichen aber bei Weitem nicht aus, um ein wirkliches Umsteuern einzuleiten. Eine Kernthese dieses Buches ist nämlich die, dass unabhängig von unserer persönlichen Lebensführung praktisch niemand in einer westlichen Industrienation ein wirklich nachhaltiges Leben in Gestalt eines Pro-Kopf-Ausstoßes an Kohlenstoffdioxid von 2,5 Tonnen pro Jahr (und hier sind die weiteren existierenden ökologischen Schäden noch nicht berücksichtigt) erreichen kann, da wir in diesen Ländern eine Infrastruktur in Anspruch nehmen (können), die in ihrem Gesamtausstoß umgelegt auf jede und jeden bereits über dieser Marke liegt. Die Tragweite dieser These wird das ganze Buch durchziehen.

Neben den persönlichen und technischen Handlungsoptionen, die niemals ausreichen werden, geht es schließlich um die eine institutionelle, die dies wirklich leisten kann. Hier liegt das zentrale Anliegen dieses Buches: Nichts wird die ökologischen Schäden auf unserem Planeten substanziell begrenzen können als ein weltweites Arbeitszeitmoratorium! Alle Menschen müssen ihren Anteil an der globalisierten Wertschöp-

fungskette, die gleichzeitig für den materiellen Wohlstand, aber auch für die immer stärker sichtbaren ökologischen Schäden verantwortlich ist, zurückfahren. Und der entscheidende Parameter hierfür ist die Arbeitszeit. Dass eine solche Umstellung keinesfalls zurück in die Armut oder eine weniger lebenswerte Zukunft führt, sondern genau das Gegenteil bedeuten kann, möchte ich verdeutlichen.

Die Schäden in der Ökosphäre werden begleitet von Schäden, die wir sowohl als Individuen als auch als Gesellschaft erfahren. Wir leben in immer stärkerer Vereinzelung, haben eine niedrige Geburtenrate (was ich als Gradmesser für Zukunftsglauben ansehe) und sehen uns vielen Menschen, die sich in unserer Gesellschaft aus verschiedenen Gründen sozial oder materiell an den Rand gedrängt fühlen, gegenüberstehen. Auch unser Miteinander und die Werte, die uns als Gesellschaft verbinden und zusammenhalten, sind keine Selbstverständlichkeiten (mehr). Ehen und Familien zerbrechen in großer Zahl, die Demokratie sieht sich mit einer Herausforderung durch eine Verschärfung mancher Tonlage und einer zunehmenden Indifferenz der Wähler, aber auch durch eine Einschränkung von Gestaltungsmöglichkeiten aufgrund vermeintlicher (alternativloser) Sachzwänge konfrontiert. Hier fehlt oftmals schlicht die nötige Zeit, um einen echten Diskurs abseits von schnellen Tweets und oberflächlichen Likes zu führen, der uns als Gesellschaft wieder mehr zusammenführt.

Ich selbst gehöre zu der glücklichen Gruppe derjenigen Menschen, die eine gesicherte wirtschaftliche Existenz, eine intakte Familie, ein tragfähiges soziales Netz um sich herum und eine innere Erfüllung im Alltag haben. Hierfür bin ich sehr dankbar. Es stellt sich aber die Frage, warum es vielen Menschen nicht so geht. Als entscheidenden Begriff möchte

ich an dieser Stelle den Begriff der »Resonanz« benutzen, den der Soziologe Hartmut Rosa unter anderem in seinem gleichnamigen Buch entscheidend herausgearbeitet hat. In ihm sehe ich den Schlüssel zu einem gelingenden Leben, und hierin wiederum den zu einer gesunden Ökosphäre, da Menschen, die das Gefühl haben, ein gelingendes Leben zu führen, tendenziell weniger (übersteigerte) materielle Ansprüche haben und so weniger die Ökosphäre schädigen. Das Konzept der Resonanz wird skizzenhaft in für die Absichten dieses Buches notwendigem Maße dargestellt.

Es wird zudem um den Begriff des Geldes gehen. Er steht wie kein anderer Begriff für das Funktionieren unseres Wirtschaftssystems – des Kapitalismus. Ein Verständnis hierfür ist unerlässlich, um das Hauptanliegen des Buches zu verstehen. Darüber hinaus dürfen einige grundlegende Aspekte aus den Naturwissenschaften und auch aus der Mathematik nicht fehlen, da Erstere die Welt beschreiben, in der wir leben und ökologische Schäden verursachen, und wir uns diesen Gesetzen fügen müssen und da Letztere das nötige Werkzeug ist, um quantifizierbare Phänomene adäquat zu beschreiben und darauf aufbauend zwingende Schlüsse zu ziehen. An beidem kommt man nicht vorbei, wenn man eine ehrliche Analyse vornehmen möchte.

Ein Buch schreibt sich nicht von alleine. Es braucht nach einer Idee in erster Linie das, was ich mit meinen Analysen und Vorschlägen in diesem Buch uns allen in höherem Maße verschaffen möchte: Zeit. Ich habe den entscheidenden Schritt hierfür getan und bin aus meiner Vollzeitbeschäftigung, in der ich für ein solches Buch niemals die Kapazität gehabt hätte, in Teilzeit gegangen. Diesen Schritt habe ich als sehr bereichernd empfunden. Ich gehe weiterhin mit Leidenschaft meinem Beruf nach, habe aber nun Zeit für anderes

im Leben, das ich ebenso leidenschaftlich gerne tue. Dabei ist mir die Idee gekommen, die Gedanken, die ich mir schon seit Langem (und nicht erst seit dem eindrücklichen Hitzesommer im Jahr 2018) um wirkliche Nachhaltigkeit mache, aufzuschreiben und ein Buch daraus zu machen. An dieser Stelle möchte ich allen, mit denen ich hierüber in den Gedankenaustausch gehen durfte, danken. Ebenso gilt ein Dank meiner Familie und besonders meiner wichtigsten Austauschperson und Ehefrau für die vielen (insbesondere Abend-)Stunden, die ich mir für dieses Buch habe nehmen können.



# Was zu tun ist

## Persönliche Handlungsoptionen

Im Zuge der immer größeren Sichtbarkeit ökologischer Probleme sind wir Menschen in den letzten Jahren verstärkt auf der Suche nach Möglichkeiten, diese durch unser persönliches Handeln zu begrenzen. Hier sind insbesondere im Bereich des privaten Konsums vielfältige Handlungsvorschläge entwickelt und oft auch in die Praxis umgesetzt worden. Hierzu gehören (um nur einige wenige Beispiele zu nennen) die Einschränkung der Omnipräsenz von Einwegartikeln aus Plastik (Tüten, Becher etc.), das Fahren von Kraftfahrzeugen mit geringerem Kraftstoffverbrauch oder sogar eines E-Autos, das Bewohnen von wärme gedämmten Häusern, die Wahl von biologisch erzeugten Nahrungsmitteln, CO<sub>2</sub>-Kompensationen bei Flugreisen oder schlicht der Verzicht darauf, eine E-Mail auszudrucken. All dies geschieht unter dem Vorwand, die Umwelt zu schützen und dadurch den eigenen Beitrag hierzu geleistet zu haben. Es geht also vorwiegend um ein *Gefühl*.

Um es gleich klarzustellen: Viele dieser Maßnahmen sind sinnvoll und notwendig. Sie reichen aber bei Weitem nicht aus, teilweise kann man ihnen sogar unter Berücksichtigung all ihrer Konsequenzen negative Folgen für die Umwelt anlasten. Betrachten wir dazu die oben genannten Beispiele etwas

genauer. Der Verzicht auf Plastikprodukte geschieht häufig mit einer gewissen Werbewirkung. Unternehmen (zum Beispiel Supermärkte) sind also in erster Linie gar nicht am ökologischen Nutzen interessiert, sondern sie versprechen sich einen gewissen Imageeffekt, der am Ende dazu führen soll, dass *mehr* Leute bei ihnen einkaufen. Zudem wird dabei leicht all das viel weniger sichtbare Plastik ignoriert. Hierzu gehören großindustrielle Verpackungen, Plastikbauteile in der Produktion und bei Transportfahrzeugen, aber auch all die Plastikprodukte, die bei vielen Dienstleistungen und Freizeitaktivitäten benötigt werden. All das macht ein weitaus größeres Plastikvolumen pro Kopf aus, als wir durch letztlich symbolische Einsparungen im Alltag aufwiegen könnten.

Kauft man sich ein neues Auto, das weniger verbraucht als das alte, hat man auf den ersten Blick etwas ökologisch Vorteilhaftes getan. Man verbraucht nun weniger Kraftstoff beim Fahren. Hierin ist aber auch schon das Problem beschrieben: Dieser Effekt tritt *nur* beim Fahren auf. Er blendet *alle anderen* damit verwobenen ökologischen Schäden einfach aus: Rohstoffgewinnung, Produktion, Transport, Lagerung. Und die Entsorgung des alten Fahrzeugs, wo sie auch immer (vielleicht in einem afrikanischen Staat, in den alte Autos verschifft werden) stattfinden wird, kommt auch noch hinzu. Es kommt also zu viel gravierenderen ökologischen Schäden, die in der Gesamtbilanz den eingesparten Kraftstoff beim Fahren weit übersteigen.

Ähnlich verhält es sich mit der Dämmung von Gebäuden. Der einzige ökologische Vorteil ist der, dass Gas, Öl oder andere Brennstoffe *beim Beheizen* des Hauses eingespart werden. Auch hier kommen aber die ökologischen Schäden in ganz ähnlicher Weise wie beim neuen Auto auf die Sollseite, sodass keine positive Bilanz der ökologischen Schäden vor-

liegt. In Summe haben wir es also mit einer großflächigen selektiven Wahrnehmung zu tun. In beiden Beispielen wird zudem deutlich, dass die *gefühlte* ökologische Maßnahme viele *verschiedene* ökologische Schäden im Sinne der beeinflussten Stoffkreisläufe bedeutet. Führt man sich das vor Augen, ist der ökologische Schaden durch einen höheren Kraftstoffbeziehungweise Heizenergiebedarf schon allein deswegen weit unproblematischer, weil *nur* Kohlenstoffdioxid ausgestoßen wird, also *nur ein* Stoffkreislauf beeinträchtigt ist, und das mit einem an sich völlig ungefährlichen Stoff. Hinzu kommen bei Gebäuden als gewichtige Parameter die Außen- sowie die Raumtemperatur: Wenn unsere Winter immer wärmer werden, nimmt der Effekt einer Dämmung immer weiter ab. Und ein schlecht gedämmtes Haus mit einer Raumtemperatur von 20 Grad Celsius muss sich energetisch nicht hinter einem gut gedämmten mit einer Raumtemperatur von 23 Grad Celsius verstecken, zumal wenn das schlecht gedämmte Haus über eine geringere Wohnfläche pro Bewohner verfügt als das gut gedämmte.

Biologisch erzeugte Nahrungsmittel gehören zu den Maßnahmen mit der geringsten Wahrscheinlichkeit auf einen versteckten ökologischen Schaden. Sie belasten bei der Erzeugung die Umwelt weit weniger als »konventionell« erzeugte Nahrungsmittel. Das ist unstrittig. Problematisch wird es erst, wenn zusätzlich die Regionalität betrachtet wird. Ein Biolebensmittel, das aus Südamerika importiert werden muss, kann niemals eine positive Ökobilanz haben.

Weniger sichtbar ist ein anderes Problem bei Nahrungsmitteln, das nicht nur für Biolebensmittel, sondern generell besteht: der Grad der Verarbeitung. Die Regale unserer Supermärkte enthalten eine Fülle von Nahrungsmitteln, die am Ende einer aufwendigen Produktionskette stehen. In die-

ser kommt es wieder zu den erwähnten ökologischen Schäden, die dem Endprodukt selten anzusehen sind. Hier tritt mit dem Label »Bio« wieder der Plastiktüteneffekt ein: Es geht um das Image eines Produkts oder eines Herstellers, der dies nutzt, um den Absatz seines Produkts zu vergrößern. Ein solches Produkt kann aber keine positive Ökobilanz haben, auch wenn es angeblich ausschließlich aus biologisch erzeugten Inhaltsstoffen besteht.

Dass Flugreisen zu den käuflichen Dingen gehören, die mit dem höchsten Ausstoß von Kohlenstoffdioxid pro Zeit verbunden sind, ist weithin bekannt. Trotzdem steigen jedes Jahr mehr Menschen in ein Flugzeug. Aus dieser Schizophrenie soll uns Menschen nun die CO<sub>2</sub>-Kompensation führen. Man beabsichtigt, durch eine Geldzahlung den ökologischen Schaden, den man verursacht, wieder zu tilgen. Durch das Geld wird der Atmosphäre aber das Kohlenstoffdioxid nicht (in entsprechendem Umfang) wieder entzogen. Auch hier handelt es sich um symbolische Maßnahmen, die für sich alleine betrachtet – zum Beispiel in Gestalt von Aufforstung oder durch das Bereitstellen von effizienteren Kochstellen in weniger entwickelten Staaten – durchaus einen Effekt erzielen. Dieser ist allerdings viel zu gering, als dass damit ernsthaft der begangene ökologische Schaden kompensiert werden könnte. Hinzu kommen zudem abermals die ökologischen Schäden, die mit der Kompensationsmaßnahme selbst verbunden sind. Auch einen Wald aufzuforsten setzt eine gewisse Infrastruktur und einen Energie- und Materialaufwand voraus, ebenso die Produktion und Bereitstellung neuer Kochstellen. In den meisten Kompensationsrechnungen bleibt dies unberücksichtigt.

Das letzte Beispiel klingt zunächst schrullig. Wer druckt schon (in großem Stil) seine E-Mails aus? Die Logik hat aber eine Fortsetzung: Immerzu werden wir aufgefordert, einen

Schriftverkehr »der Umwelt zuliebe« von Papier auf eine elektronische Übermittlung umzustellen. Auch hier erfolgt eine dramatische Verzerrung der Realität. Natürlich hat es erst einmal einen ökologischen Vorteil, wenn man weniger Papier verbraucht. Aber was ist alles mit der elektronischen Alternative verbunden? Die gesamte Internetinfrastruktur, Computer, Smartphones und der benötigte Strom – all das (und die damit verbundenen ökologischen Schäden) wird ausgeblendet. Dagegen schrumpft der ökologische Schaden durch etwas mehr Papierverbrauch auf einen Wert, der von null kaum noch zu unterscheiden ist.

Was kann man also im alltäglichen Leben tun, das einen *tatsächlichen* ökologischen Vorteil bringt? Gehen wir von den beschriebenen Ausgabenfeldern für unser Geld aus, erkennt man, dass man *persönlich* lediglich auf dem Gebiet des privaten Konsums und beim Wohnen etwas tun kann. Alles Weitere (Steuern, Krankheitskosten, Sozialbeiträge) steht nicht in der unmittelbaren eigenen Macht.

Beim privaten Konsum gibt es keine andere Möglichkeit als ein deutliches Maß an materiellem Verzicht. Wir müssen weniger Produkte und Dienstleistungen kaufen und bei dem, was wir kaufen, auf die Langlebigkeit achten und uns (wieder) befähigen, Dinge instand zu setzen, statt sie einfach wegzuworfen. Wir müssen uns des Weiteren mit einem geringeren Maß an Mobilität anfreunden, indem wir weniger Auto und die Fahrzeuge über einen längeren Zeitraum fahren und auf Flugreisen (weitgehend) verzichten. Auch beim Essen geht es zunächst (auch aus gesundheitlichen Gründen) darum, weniger zu sich zu nehmen. Was man isst, das sollte man bewusst genießen, es idealerweise vorher selbst zubereitet haben. Dann braucht man auch keine (hoch) verarbeiteten Lebensmittelprodukte mehr. Im Wesentlichen bezieht man seine (dann

automatisch saisonalen) Nahrungsmittel aus der unmittelbaren Region, zum Beispiel als Anteilszeichner einer solidari-schen Landwirtschaft. Abschließend gehört natürlich noch die allseits bekannte Maßnahme dazu, weniger Fleisch zu essen.

Beim Wohnen ist die Wohnfläche der entscheidende Para-meter. Je weniger man davon hat, desto geringer ist der öko-logische Schaden, den man durch das Wohnen verursacht. Dies betrifft auch die Art des Hauses. Eine Wohnung in einem Mehrfamilienhaus zu bewohnen, ist mit durchschnittlich ge-ringeren ökologischen Schäden verbunden, als in einem Ein-familienhaus mit derselben Wohnfläche zu wohnen. Weitere Maßnahmen – die allerdings bei Weitem nicht so sehr ins Gewicht fallen – sind die bereits erwähnte Herabsetzung der Raumtemperatur sowie Maßnahmen zum (Warm-)Wasser- und Stromsparen. Hiermit verknüpft sind die Langlebigkeit und Reparabilität von Haushaltsgeräten. Zu Buche schlägt natürlich auch die Langlebigkeit und Instandhaltung der Ein-richtung. Dies ist am Ende auch Teil des bereits beschriebenen »Designproblems«, wenn wir uns für eine Renovierung, eine neue Küche oder neue Möbel entscheiden, obwohl ein *Bedarf* dafür gar nicht gegeben ist.

All diese Maßnahmen des materiellen Verzichts sind Teil einer Lebensführung, für die der Ökonom Niko Paech im Rahmen seiner Beschreibung einer Postwachstumsökonomie die Begriffe »Suffizienz« und »Subsistenz« prominent geprägt hat. Suffizienz beschreibt er als eine innere Einstellung der Genügsamkeit, die zur Folge hat, dass man mit geringen materiellen Bedürfnissen sein Leben bestreitet. Das eigenstän-dige oder in engen regionalen Grenzen stattfindende Herstel-len und Instandsetzen von Produkten bezeichnet er als Sub-sistenz. Beide Konzepte führen zunächst – in einem direkten Vergleich mit dem konsumistischen Lebensstil der heutigen

Mehrheitsgesellschaft – zu empfundenen Einbußen im Komfort, zur Einschränkung der Bequemlichkeit und zu grundsätzlich weniger (produkt- oder dienstleistungsvermittelter) Abwechslung im Leben. Es ist aber im Sinne der beschriebenen wirtschaftlichen und ökologischen Umstände unausweichlich und, wenn man es ernst meint, ein entscheidender Aspekt in dem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess, der uns beim Ziehen der Sättigungsgrenzen bevorsteht. Hier ist abermals der Club of Rome zu nennen, der die Menschheit vor die Wahl gestellt sieht zwischen einer Anpassung an diese Sättigungsgrenzen »by design or by desaster«: Entscheiden wir uns für »by design«, was eine breite öffentliche Debatte voraussetzt, werde unser Wohlstandsniveau am Ende weitaus höher sein als »by desaster« nach dem wirtschaftlichen Kollaps.

Ein wesentlicher Aspekt darf nun nicht vergessen werden: das Geld. Wenn wir alle weniger kaufen, was passiert dann mit dem ganzen Geld, das wir noch zur Verfügung haben? Denken wir dieses Szenario einmal weiter: Das Geld will natürlich ausgegeben werden, da Geld letztlich Kaufkraft ist und das Nachfragepotenzial seines Besitzers quantifiziert. Dabei kommt es aber *wiederum* zu ökologischen Schäden. In dieser Zwickmühle zeigt sich auch die Vergeblichkeit *jeder* gesondert betrachteten Maßnahme oder Effizienzsteigerung »der Umwelt zuliebe«: Durch Effizienz eingespartes Geld richtet *an anderer Stelle* wieder Schaden an. In ähnlicher Weise ist auch der Ausspruch, etwas »schont die Umwelt und den Geldbeutel«, ein Widerspruch in sich: Schont etwas den Geldbeutel, schadet das gesparte Geld an anderer Stelle der Umwelt.

Die Antwort auf die gestellte Frage lautet demnach: Das Geld darf erst gar nicht verdient werden! Wir alle müssen also nicht nur weniger kaufen (Nachfrage schaffen), sondern auch weniger arbeiten (Angebot generieren.) An dieser Stelle

werden wir selbst als Verursacher aller ökologischer Schäden sehr sichtbar. Es sind nicht »die anderen« oder »die Unternehmen« oder »die Politik«, die verantwortlich sind. Wir alle sind es. Und alle müssen ihren persönlichen Beitrag zur Reduktion ökologischer Schäden leisten. Grundsätzlich bedeutet das: Arbeitszeitreduktion.

## Zeitwohlstand und das gute Leben

Die dargestellten Einschränkungen, die für ein wirklich nachhaltiges Leben nötig sind, sind nur oberflächlich wirkliche Einschränkungen. Wir besitzen so viele Dinge und können so viel erleben, dass wir gar nicht mehr *fähig* sind, all das wirklich zu genießen. Hierzu hat Niko Paech eine kritische Theorie der Zeitlichkeit von Konsumakten entwickelt, die im Kern besagt: Je mehr wir konsumieren, desto weniger Zeit können wir aufwenden, um uns all dem Gekauften jeweils ausreichend zu widmen. Das Ergebnis ist, dass wir nichts mehr wirklich genießen und die Dinge uns nichtssagend zurücklassen – in der Sprache der Resonanztheorie von Hartmut Rosa: Die Dinge erreichen uns nicht mehr, sie sprechen nicht mehr zu uns, es entwickelt sich keine Resonanz. Wir haben also individuelle Grenzen des Auskostens erreicht, und wir sollten demnach unsere Wirtschaft schon allein wegen *dieser* Sättigungsgrenze einschränken.

Es wird sogar noch besser! Indem wir unseren *materiellen* Wohlstand durch Arbeitszeitreduktion herunterfahren, gewinnen wir etwas anderes, nämlich, wie es Rosa nennt: *Zeitwohlstand*. Wir haben also für *weniger* Dinge und Erlebnisse *mehr* Zeit zur Verfügung. Erst in diesem Zustand kann man nun

anfangen, das (gute) Leben wieder (neu) zu lernen, indem wir uns den Dingen, die uns umgeben, und den Erlebnissen, auf die wir uns einlassen, aber auch den Menschen in unserer Umgebung und somit der Gesellschaft als Ganzes wieder bewusst und intensiv widmen.

An dieser Stelle fällt auf, dass gar nicht mehr die Rede von ökologischen Schäden ist. Es geht also eigentlich um die tieferen Probleme, an denen unsere Gesellschaft krankt. Wenn wir diese durch ein Wiederherstellen gesunder Zeit- und Resonanzverhältnisse angehen, dann retten wir den Planeten quasi nebenbei!

Man muss sich auf ein solches Leben natürlich vorbereiten und einlassen. Von heut auf morgen wird es nicht klappen. Dafür ist der Bruch zu groß; zudem handelt es sich letztlich um einen *Lernprozess*. Eine Leitfrage, die man sich stellen muss, ist in diesem Zusammenhang die folgende: Wie viel (globalisierte) Fremdversorgung möchte ich wirklich in Anspruch nehmen? Ich persönlich bin zu folgender Antwort gekommen: Zu einem genussvollen Leben gehören gewisse Lebensmittel, die es in Mitteleuropa einfach nicht gibt. Hierzu zählen Kaffee, Tee, Kakao sowie manches an Früchten, Nüssen, Gewürzen und Ölen, auch spezielle Getränke. Einige verarbeitete Lebensmittel wie zum Beispiel Käse gehören ebenfalls dazu. Für die Kleidung müssen gewisse Stoffe, Fasern oder auch Leder, manche (Natur-)Farbe und für Schmuck – zum Beispiel einen Ehering – Edelmetalle aus anderen Erdteilen beschafft werden. Auch im Industrie- und Energiesektor gibt es solche Abhängigkeiten. So sind weitere Metalle für viele moderne Anwendungen unerlässlich, ebenso viele Grundchemikalien und natürlich die fossilen Energieträger, von denen wir zu einem gewissen Grad abhängig bleiben werden und die wir importieren müssen.

Es wird sicherlich bei gewissen Konsumgütern aus der globalisierten Industrieproduktion Gründe geben, warum man sie gerade in einem bestimmten Erdteil herstellen sollte. Hier ist an eine besondere klimatische Lage, das Vorhandensein gewisser Rohstoffe oder die Fähig- und Fertigkeiten der lokalen Bevölkerung zu denken, die es sinnvoll sein lässt, diese Produkte dort zu produzieren und sie durch weltweiten Handel auf den Markt zu bringen. Auf viele Produkte kann man aber schlicht verzichten oder deren Konsum massiv einschränken. Auch könnte vieles, auf das die genannten Bedingungen eben nicht zutrifft, problemlos in Europa, Deutschland oder der unmittelbaren Region, in der man lebt, hergestellt werden. Es reicht also eine bedeutend kleinere (Regional-)Industrie mit einer entsprechend geschrumpften Infrastruktur, die um eine globalisierte Produktion ergänzt wird, wenn es sich nicht verhindern lässt, für ein gutes Leben völlig aus. Ein solches Maß einer Postwachstumsökonomie zu finden, ist Teil des notwendigen gesellschaftlichen Transformationsprozesses.

## Verfehlte institutionelle und technische Lösungen

Neben den behandelten persönlichen Handlungsoptionen im Bereich des privaten Konsums und des Wohnens müssen auch die weiteren Ausgabenfelder, für die wir unser Geld aufbringen, hinsichtlich ihrer tatsächlichen Nachhaltigkeit analysiert werden. Starten wir mit dem Gesundheitssystem, dessen Betrieb selbstverständlich auch ökologische Schäden verursacht. Hier täte eine Reduktion – manchmal im wahrsten Sinne des Wortes – wirklich weh. Unser Gesundheitssystem ist einzigartig in der Menschheitsgeschichte. Es beschert allen

Menschen in unserem Land die Chance auf ein langes und gesundes Leben und ist somit ein hohes Gut unserer Gesellschaft. Inwiefern eine Reduktion in diesem Bereich ethisch vertretbar ist, kann an dieser Stelle nicht behandelt werden. Man darf aber diesen Bereich wegen seines hohen Anteils an den öffentlichen Ausgaben bei einer ganzheitlichen Betrachtung nicht einfach außer Acht lassen.

Im Sozialversicherungssystem sieht es anders aus. Natürlich muss eine Reduktion der Arbeitszeit in der arbeitenden Bevölkerung mit einhergehender Einschränkung der Kaufkraft auch Rentner und Pensionäre betreffen, denn sie tragen durch ihre Kaufkraft genauso zu den ökologischen Schäden bei, die wir als gesamte Gesellschaft anrichten. Selbstverständlich ist eine solche Maßnahme in einer Zeit, in der es in der politischen Diskussion häufig um Altersarmut geht, mit Bedacht umzusetzen. Angesichts unseres allgemeinen Wohlstandsniveaus gibt es hierfür jedoch genügend Spielräume. Dass allerdings viele Rentner dann auf ihre lieb gewonnene jährliche Kreuzfahrt verzichten müssen, versteht sich von selbst.

Kommen wir zum interessantesten Ausgabenfeld: den Steuergeldern. Eine in großem Stil weniger arbeitende Bevölkerung zahlt automatisch weniger Steuern. Dem Staat steht also viel weniger Geld zum Ausgeben zur Verfügung. Blendet man an dieser Stelle die bereits behandelten Quersubventionierungen des Gesundheits- und Rentensystems aus, die einen Großteil des deutschen Staatshaushalts ausmachen, verbleiben die nun geringer ausfallenden Ausgaben für alle weiteren Ausgabenfelder wie Verteidigung, Bildung, die öffentliche Verwaltung oder den Straßenbau. Überall müsste massiv gespart werden, was mit einer Reduktion von Infrastruktur, die die vielen ökologischen Schäden erst möglich macht, ver-

bunden wäre. Man müsste sich also beispielsweise entscheiden, welche Autobahn man nicht weiter instand hielte, welcher Schulneubau auf Eis gelegt würde oder ob man wirklich das Land zwanghaft mit neuen Technologien – zum Beispiel 5G-Mobilfunk – ausstatten muss. Noch einmal: Es geht hierbei nicht um *Verwahrlosung* von Infrastruktur, sondern um einen *gezielten Rückbau*, wie ihn auch Niko Paech vorschlägt. Dieser bedarf jedoch wieder einer lebhaften gesellschaftlichen Debatte darüber, was uns wirklich wichtig ist.

Nun ist es so, dass ein solches Szenario von niemandem in der Politik ernsthaft vorgeschlagen wird. Das ist verständlich, wenn man den gedanklichen Zwang zum (exponentiellen) Wachstum, in dem es immer mehr gibt und somit auch immer mehr (an die Wählerschaft) zu verteilen gibt, sowie die weit verbreitete Hoffnung auf eine *andere* Lösung berücksichtigt. Was genau tut also die Politik?

Die Politik schafft über Geld Anreize. So gibt es vielerlei Subventionen, Steuererleichterungen oder Förderprogramme. Auch die KfW gehört mit ihren Zuschüssen und zinsgünstigen Darlehen dazu. Zugrunde liegt der Glaube an den Markt und dessen vermeintliche Effizienz, auch wenn dieser Glaube spätestens seit der Finanzkrise von 2007/08 erheblich gelitten hat, verbunden mit der Aufgabe des Staates, durch ebenjene Anreize in gewissen Grenzen eine lenkende Funktion auf den Markt auszuüben. Da ferner immer noch das (exponentielle) Wirtschaftswachstum das Maß aller Dinge ist, muss das politische Handeln immer auf ein solches Wachstum setzen. Und geht es um Umweltschutz, ist schnell der Begriff des »grünen« Wachstums gesagt. Ein solches Wachstum kann es nicht geben, wie die Abschnitte über Energie und Rohstoffe gezeigt haben.

Ein weiteres Beispiel für eine Maßnahme, die, wenn sie denn kommen sollte, scheitern wird, ist eine wie auch

immer geartete CO<sub>2</sub>-Steuer. Ganz davon abgesehen, dass man, wenn man ehrlich ist, letztlich *alles* besteuern müsste, da unser Lebensstil derart von fossilen Energieträgern durchsetzt ist, dass »CO<sub>2</sub>-freie« Bereiche praktisch nicht zu finden sind, wird es sich im Endeffekt um eine reine Umverteilung handeln. Entlastet eine solche Steuer beispielsweise jemanden, der ein Elektroauto fährt, so wird dieser Mensch dafür finanziell belohnt, dass er zwar beim Fahren des Autos kein Benzin verbraucht, er aber für anderweitige massive ökologische Schäden bei der Rohstoffförderung, dem Herstellungsprozess und der irgendwann stattfindenden Entsorgung des Autos sorgt – zumal er oder sie nun als Folge der finanziellen Entlastung mehr Geld zur Verfügung hat, das *wiederum* ökologische Schäden beim Ausgeben verursacht. Man hat es also erneut mit politischem Wunschdenken zu tun. Generell ist man somit bei der Politik (zunächst) an der falschen Adresse.

Zur gleichen Konsequenz kommt man, wenn man die Hoffnung in die technische Entwicklung setzt. Bessere Technik kann – und das auch nur in einem wirtschaftlichen Umfeld, das sich bereits an Sättigungsgrenzen orientiert – immer nur etwas *beisteuern*. So sind beispielsweise effizientere Haushaltsgeräte selbstverständlich eine Verbesserung, aber natürlich nur, wenn ein altes Gerät nur ausgetauscht wird, weil eine Reparatur wirklich hoffnungslos geworden ist. Die durch die Effizienz gewonnene Kaufkraft in Form des gesparten Geldes darf aber nicht wieder zu neuen ökologischen Schäden führen. Man müsste also prinzipiell nach *jeder* Effizienzsteigerung wieder etwas weniger arbeiten, um das gesparte Geld nicht wieder zum Ausgeben zur Verfügung zu haben.

Das fatalste Problem beim Glauben an einen technischen Fortschritt, der unsere Probleme lösen soll, ist jedoch das folgende: Wir haben gar nicht mehr genügend *Zeit*, um auf

diesen Fortschritt zu warten! *Jetzt* muss etwas unternommen werden. Dass dem so ist, sieht man eindrücklich am Scheitern der nationalen Klimaziele. Man hat die Hoffnungen einseitig auf technische Innovationen gesetzt und ist damit gescheitert. Die Art der politischen Gestaltung muss also von Grund auf neu gedacht werden. Anreize, die auf technologische Innovation zielen, können im gegenwärtigen Wirtschaftsmodell unsere ökologischen Probleme nicht lösen.

## Teilzeitarbeit

Wenn technologische Anreize nicht ausreichen, um ein Umsteuern in der Klimapolitik einzuleiten, schaffen es vielleicht gesellschaftliche Anreize. Diese liegen nach den vorangegangenen Kapiteln auf der Hand: Der Staat muss (mindestens) Anreize dafür schaffen, dass Menschen sich dazu entscheiden, in Teilzeit zu arbeiten.

Hier ist politisch auch bereits einiges umgesetzt worden. So ist zunächst ein *Recht* auf Teilzeit die unerlässliche Grundlage jeder weiteren Maßnahme. Die verschiedenen Möglichkeiten, in Teilzeit zu gehen (Altersteilzeit, Elternzeit etc.), und die Breite, in der diese Möglichkeiten wahrgenommen werden, zeigen den bestehenden gesellschaftlichen Bedarf hierfür. Viele Menschen wünschen sich eine Tätigkeit in Teilzeit.

Es bestehen aber auch viele Hindernisse auf dem Weg in die Teilzeit. So sind gesellschaftliche Normen auch für das Arbeitsverhältnis prägend, was sich in dem Begriff »Normalarbeitsverhältnis« niederschlägt. Die Norm ist hier eine unbefristete sozialversicherungspflichtige Vollzeitätigkeit. Die beiden Attribute sind ein hohes Gut, und sie gelten grundsätzlich auch für eine Teilzeitanstellung. Wer legt aber fest,

was *Vollzeit* bedeutet? Hier hat man es mit einer gesellschaftlichen *Norm* zu tun, die historisch gewachsen ist. Wer nun in Teilzeit geht, bewegt sich *außerhalb* dieser Norm. Dies kostet zunächst Überwindung und bringt anschließend strukturelle Nachteile. Während man die Überwindung persönlich durchstehen muss, ist beim zweiten Punkt die Politik gefragt, Teilzeitbeschäftigte besserzustellen.

Wesentlicher struktureller Nachteil einer Teilzeitbeschäftigung sind die Einzahlungen in das Rentensystem. Teilzeitbeschäftigte sind grundsätzlich eher von Altersarmut bedroht, weil sie im Erwerbsleben weniger eingezahlt haben. Die Sorge um die eigene Altersvorsorge kann also ein starker Hinderungsgrund sein, in Teilzeit zu gehen. Ein Problem kann aber auch schon früher wahrgenommen werden. Während es bei der Altersarmut letztlich um die geringe Kaufkraft im Rentenalter verglichen mit »Vollzeitrentnern« geht, die einen bis an oder sogar unter die Armutsgrenze bringen kann, kann man einen solchen Vergleich auch schon im Erwerbsleben anstellen. Schon hier kann sich eine persönliche Lage als Folge einer Teilzeittätigkeit ergeben, in der man finanziell und am Ende auch sozial »nicht mehr mithalten« kann. In diesem Sinne stellt Vollzeit zu arbeiten einen *Wachstumszwang* dar, dem sich Teilzeitbeschäftigte ausgeliefert fühlen können.

Diesen Wachstumszwang erlebt man ebenso, wenn man versucht, nach der erfolgreichen Überwindung des sozialen »Zwangs« die eigenen materiellen Ansprüche herunterzufahren. So ist es oft kaum möglich, adäquate Alternativen zu aktuellen Produkten ausfindig zu machen. Beispielsweise möchte man vielleicht weiterhin einen Computer nutzen, sich jedoch kein aktuelles Modell zulegen. Hier eine vernünftige Alternative aus alten Bauteilen zu beschaffen, die anschließend mit brauchbarer Software nutzbar ist und keine Probleme bei der

Kompatibilität mit aktuellen Systemen aufweist, stellt eine gewisse Hürde dar. In ähnlicher Weise kann man auch nicht so einfach ein altes Fernsehgerät oder eine alte Telefonanlage weiter nutzen, wenn es zum Beispiel einen neuen netzweiten Übertragungsstandard (»aus analog wird digital«) gibt. Man ist damit einem permanenten Zwang zur (kostspieligen) Modernität ausgeliefert.

Auch der Wettbewerb um Aufstiegschancen steht einer Entscheidung für eine Teilzeittätigkeit strukturell im Wege. So haben Teilzeitbeschäftigte – oft schon allein wegen ihrer geringeren Anwesenheit und trotz aller Beispiele erfolgreichen Jobsharings oder von Führungskräften in Teilzeit – deutliche Nachteile im Rennen um leitende Posten. Auch hier sieht man sich also einem Zwang ausgesetzt, eine gewisse Stundenzahl zu arbeiten, die durch eine (willkürliche) Norm, an die sich aber der Großteil der Arbeitnehmerschaft hält, ausgelöst wird. Abermals kann man hier von einem Wachstumszwang sprechen.

Eine letzte Dimension des Wachstumszwangs bezüglich der persönlichen Arbeitszeit ist ein zur Zeit (noch) sehr geschlechtsspezifischer: der gefühlte »Kariereknick« bei Frauen, die ein Kind zur Welt gebracht haben. Es lässt sich nicht leugnen, dass Frauen hier strukturell benachteiligt sind – und das vor allem aus Gründen des Rollenverständnisses der Geschlechter. Ein solches normatives Problem ist (ähnlich wie beim Normalarbeitsverhältnis) nur sehr langsam zu lösen. Die effektivste Beschleunigung könnte aber vielleicht sein, dass Männer sich dazu entschieden, ihr Rollenverständnis aufzugeben und selbst in Teilzeit zu gehen. Das Ergebnis wäre letztlich sogar die Gleichberechtigung, wenn nun alle Menschen – beider Geschlechter – in Teilzeit arbeiteten. Ganz generell stellte dieses »Problem« keines mehr da, wenn bereits

*vorher* beide in Teilzeit gearbeitet hätten. Dann käme ein Kind (oder ein pflegebedürftiger Elternteil oder worauf auch immer das Leben gerade die eigene Aufmerksamkeit abseits der Erwerbsarbeit lenkt) nicht in die Quere, sondern wäre ein ganz natürlicher Teil des Lebens. Hier ist durch die beschriebene Erhöhung der Arbeitszeit viel persönlicher Gestaltungsspielraum verloren gegangen und eine übertriebene Verengung auf die Erwerbsarbeit passiert, die Konstrukte wie »Eltern-geld plus« oder die »Familienpflegezeit« hervorgebracht hat, die nun nötig sind, aber der jeweiligen Situation nur leidlich gerecht werden.

Liefen wir uns kollektiv derartigen Wachstumszwängen aus, entwickeln wir uns immer weiter zu einer Gesellschaft, in der eine, so Rosa, »Resonanzkatastrophe« droht, in der also Resonanzen aufgrund von immer weniger zur Verfügung stehender Zeit in Kombination mit immer höheren materiellen Ansprüchen rigoros unterdrückt werden und somit ein gelingendes Leben strukturell immer unwahrscheinlicher wird. Hier stehen wir vor einem gesellschaftlichen Kollaps, der nur durch eine *gemeinsame* Anstrengung in die Gegenrichtung abgewendet werden kann.

## Ein weltweites Arbeitszeitmoratorium

Während wir ein *Recht* auf Teilzeit haben, das aber nicht stark genug wirkt, schlage ich an dieser Stelle eine *Pflicht* auf Teilzeit vor – und das prinzipiell weltweit! Eine solche Pflicht stellt genau die gemeinsame Kraftanstrengung dar, die nötig ist, um ein Umsteuern hin zu den Sättigungsgrenzen, die uns das Leben vorgibt, zu ermöglichen. Eine solche grundsätzliche

Die Ansätze, wie wir Wirtschaft und Gesellschaft nachhaltiger gestalten können, sind zahlreich. Doch sie laufen stets auf grundsätzlich zwei Alternativen hinaus: persönliche Verhaltensänderungen und technische Innovationen. Beide Ansätze erliegen der Illusion, ein »grünes Wachstum« sei möglich, das die Natur schont, uns gleichzeitig aber eine radikale Veränderung unserer Wirtschafts- und Arbeitsweise erspart.

Jede Erwerbsarbeit bedeutet als Tätigkeit an sich oder über die damit generierte Kaufkraft Energieaufwand und Materialverbrauch – und damit einen Eingriff in die natürlichen Stoffkreisläufe. Nachhaltiger zu wirtschaften bedeutet deshalb vor allem: weniger zu arbeiten.

Das Buch plädiert für eine »Teilzeitwelt«, in der die Arbeitszeit so reduziert ist, dass wir mehr Zeit für uns haben, ein neues gesellschaftliches Miteinander erwachsen kann und die Umwelt eine spürbare Entlastung erfährt.

*Michael Wenzel*, geboren 1985, ist promovierter Mathematiker und Gymnasiallehrer. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich mit Themen der nachhaltigen Lebensführung. In seinem Buch »Teilzeitwelt« führt er die verschiedenen Themenbereiche, die dabei von Relevanz sind, zu einer zentralen Forderung zusammen. Er lebt mit seiner Familie in Braunschweig und geht seiner hauptberuflichen Tätigkeit als Lehrer zufrieden in Teilzeit nach.